

Grösstes Problem : die Sprache(n)

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **91 (1982)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974768>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grösstes Problem: die Sprache(n)

Die Redaktorin besuchte letztes Jahr zusammen mit Herrn Khedup einen Tibeter, der zur ersten Gruppe gehörte, die in Waldstatt untergebracht wurde. Petor war damals etwa 20, ältestes von fünf Geschwistern, die, kurz nachdem die Familie endlich glücklich Nepal erreicht hatte, Waisen wurden und vom Rotkreuz-Delegierten für die Ausreise ausgewählt wurden. Er ist seit etwa zehn Jahren verheiratet und Vater von drei Kindern, arbeitet in einer Textilfabrik. Er spricht etwas Schweizerdeutsch.

Herr Khedup war 1963 mit der zweiten Gruppe eingereist. Er sprach damals schon etwas Englisch und hat inzwischen sehr gut Deutsch gelernt. Wir wurden von Herrn Ghung in seiner Wohnung empfangen, die mit tibetischen Teppichen, Decken, Stoffbildern, Drucken geschmückt ist und wo auch – wie in fast allen Haushaltungen – der Altar mit einem Bild des Dalai Lama nicht fehlt.

Frage: Welches waren Ihre Erwartungen und ersten Erfahrungen?

Herr Ghung und Herr Khedup hatten keine klaren Vorstellungen von der Schweiz. Für beide gab es kein langes Besinnen, ob sie den Schritt ins Unbekannte wagen sollten oder nicht. Für uns gab es nichts anderes, sagte Herr Ghung, denn wir hätten nicht gewusst, wie wir sonst die Kleinen hätten durchbringen sollen, an denen wir Vater- und Mutterstelle vertraten. Der Delegierte zeigte uns Fotos von Bergen, und als wir ankamen, gefiel es mir. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, und die erste Zeit im Heim war sehr angenehm. Wir Burschen hatten viel Freizeit, die wir mit Spielen und Schwatzen verbrachten. Nach etwa drei Monaten gingen mein um zwei Jahre jüngerer Bruder und ich in die Fabrik, um zu verdienen.

Frage: Finden Sie, dass die Art der Betreuung richtig war?

Herr Ghung: Unsere Gruppe war wohl zu lange beieinander geblieben. Es ist besser, wenn die Leute bald hinausgehen und sich unter die Schweizer verteilen. Wenn man eine

Gruppe macht, versteht man auch den Schweizer nicht. Wir waren zuerst ganz isoliert. Ich erinnere mich noch gut an einen Tag in Waldstatt, als wir, vier Junge, von einem unbekanntem Automobilisten zum Mitfahren eingeladen wurden. Er führte uns in der Gegend herum, und wir kamen erst spät wieder nach Hause. Die Heimleiterin, die sich um uns grosse Sorgen gemacht hatte, verbot danach freie Ausgänge. **Herr Khedup** ist derselben Meinung. Seine Gruppe war vier Jahre im Heim, und er erlebte diese Zeit als nicht sehr glücklich, denn er stand zwischen den Parteien. In den ersten Gruppen waren Leute von sehr verschiedener Herkunft zusammengewürfelt, die sich manchmal nicht vertrugen, und die Frauen stritten wegen der gemeinsamen Hausarbeiten. Sobald jede Familie ihren eigenen Haushalt besorgte, ging es gut.

(Die «Isolierung» war angesichts des stürmischen Interesses, das die Medien und viele Private, nicht zuletzt auch gewissenlose Geschäftemacher, für die unerfahrenen exotischen Gäste bekundeten, nicht ganz unbegründet.)
Frage: Welches waren Ihre grössten Probleme bei der Eingliederung?

Herr Ghung: Die Sprache. Wir hatten keine Lehrerin wie die späteren Gruppen. Ich bereue heute, dass ich mir früher nicht mehr Mühe gegeben habe, aber es ist eben schwierig, weil man neben der Schriftsprache noch mehrere Dialekte lernen sollte. In Waldstatt sprach man so und hier wieder ganz anders. Am meisten lernte ich im Flughafenrestaurant, wo ich eine Zeitlang arbeitete. In der Fabrik sind viele Ausländer, die auch nicht gut Deutsch können. Meine kleinen Geschwister gingen zur Schule, sie haben keine Schwierigkeiten, sie



konnten auch einen Beruf erlernen: Bauzeichner, Psychiatriseschwester, Fotograf. Auch meine Kinder werden diese Sprachprobleme nicht haben.

Ich und meine Frau arbeiten im gleichen Betrieb, aber in verschiedenen Schichten, damit immer eines bei den Kindern sein kann. So bleibt wenig Zeit zum Lernen, für Nebenbeschäftigungen oder Vereinsleben. Ich glaube, dass ich von den Schweizern akzeptiert würde, wenn ich einem Verein beitreten würde.

Herr Khedup bereitet vor allem die Gewöhnung an den Arbeitsrhythmus in der Fabrik und an die schweizerische Pünktlichkeit Mühe.

Frage: Können Sie Ihre Religion, den lamaistischen Buddhismus, unbehindert ausüben?

Herr Khedup: Für mich persönlich gibt es in der täglichen Andachtsübung keinen Unterschied zu früher. In den vielen Haushalten, die ich besuche, ist praktisch überall ein Altar vorhanden, das heisst, dass meine Landsleute ihre Gebete und Opfer darbringen können wie in Tibet. Die Kultgegenstände wie Butterlampen, Statuen, Thankas (Stoffbilder) können von Indien oder Nepal eingeführt werden. Niemand reklamiert, wenn wir unsere Gebetsfahnen zwischen den Häusern aufspannen. Natürlich können wir nicht alles genau wie in Tibet machen, aber im Prinzip empfinde ich keine Beschränkung unserer Glaubensausübung. ■

། །། རྒྱལ་པ.ཕབཔ.ཉི་ཤེད་རྒྱལ། །། རྒྱལ་པ.ཕབཔ.ཉི་ཤེད་རྒྱལ།
། །། རྒྱལ་པ.ཕབཔ.ཉི་ཤེད་རྒྱལ། །། རྒྱལ་པ.ཕབཔ.ཉི་ཤེད་རྒྱལ།

«Wenn gute Menschen arm werden, verschönert sich ihr Wesen. Wenn wir eine brennende Fackel nach unten halten, steigt die Flamme immer aufwärts.»